

Die Stadt ist ein Text, den man lesen kann

Kurt Drawert, Dresdens Stadtschreiber, nimmt in der Stadt bedrohliche Affektausbrüche wahr

Seit Juni ist der 1956 im brandenburgischen Hennigsdorf geborene und seit 1996 in Darmstadt lebende Dichter Kurt Drawert ein halbes Jahr lang Dresdner Stadtschreiber. Im Gespräch mit *Tomas Gärtner* äußert er sich über seine inspirierenden und beunruhigenden Beobachtungen, Erfahrungen in der Stadt.

Frage: Herr Drawert, einen Teil Ihrer Kindheit und Jugend haben Sie in Dresden verbracht, in einer ganz anderen Zeit, von 1967 an, bis 1984, als Sie nach Leipzig umgezogen sind. Ist dieses halbe Jahr als Stadtschreiber auch eine Art späte Rückkehr?

Kurt Drawert: Eine Art von Rückkehr ist es bestimmt. Nicht im wörtlichen Sinne eines "Zurückkehrens", also Bleibens, aber doch mehr, als kurze Besuche mit beruflichem oder familiärem Hintergrund es sind.

Haben Sie an irgendetwas von damals anzuknüpfen versucht, Orte noch einmal aufgesucht, Damals und Heute verglichen?

Das geschieht unablässig, ob ich es bewusst unternehme, also hier oder dort hingehe, um mich zu erinnern und Dinge von damals mit heute in Beziehung zu bringen, in Relation, oder unwillkürlich, wie ein Blitz in der Nacht, der plötzlich einschlägt und etwas zeigt, das bis eben noch im Dunkeln lag. Die Stadt ist ein Text, den man lesen kann. Und wenn man viele Jahre in ihr gelebt hat - vielleicht die prägendsten überhaupt, wie in meinem Fall -, dann ist dieser Text in einem selbst und zeigt sich in Form des Erinnerns.

Damals sind sie als Elfjähriger von außen gekommen, aus Brandenburg. Nun sind Sie aus Darmstadt gekommen, wo Sie heute leben. Fallen Ihnen da Besonderheiten von Stadt und Bewohnern auf?

Gewiss habe ich einen äußeren Blick, der vielleicht etwas mehr sieht als jener, der alles schon kennt und im Vorurteil blind ist. Aber es ist kein Touristenblick, kein: "Ach Gott, ist die Stadt schön"-Blick. Das wäre mir langweilig und vollkommen unergiebig, literarisch betrachtet. Vielmehr ist es der Blick dessen, der fast vier Jahrzehnte etwas anderes erlebt und gesehen hat und nun die Differenzen erkennt, die Verwerfungen, die Zuschreibungen. Meine Position als Autor, Schriftsteller, ist ja immer die des anderen Blicks. Mich interessiert ein Standort des Sehens, den noch keiner eingenommen hat. Wie anders sollen Bücher entstehen, die etwas Neues entfalten, etwas, das noch nicht in der Welt ist.

Was hat Sie bislang in Dresden am meisten interessiert?

Ich könnte es mir leicht machen und sagen: die Kunst und Kultur, denn das stimmt ja immer und ist ganz unverdächtig, gelogen zu sein. Und es stimmt auch tatsächlich. Aber ich sage dennoch etwas anderes, das gewiss nicht schöner, aber für meine kurze Zeit hier unhintergebar, unübersehbarer ist: die Diskurswidersprüche und politischen Verwerfungen in alle Richtungen der Meinungsbildung. Das gibt es so offen, so polarisierend und aus dem Korsett der bürgerlichen Räson gefallen nirgendwo sonst, Affektausbrüche inklusive, die etwas Beängstigendes, Bedrohliches haben, weil sie ab einer bestimmten kollektiven Selbstverstärkung nicht mehr kontrollierbar sind.

Manche sagen, mit Pegida - diese Demonstrationen gehen am 21. Oktober ins vierte Jahr - sei der Ton politischer Debatten rauher geworden. Sehen Sie das auch so?

Der Ton politischer Auseinandersetzungen ist nicht nur rauher geworden, er ist bisweilen schon rüde und ganz unerträglich. Manchmal denke ich, die Leute, Politiker allenthalben, überlegen gar nicht mehr, was Sprache vermag, was sie anrichten und zerstören kann. Dann kommen die digitalen Infantilisierungen hinzu, die Formate wie Twitter oder dergleichen erzwingen, nämlich komplexe Gegenstände auf primitive Weise abzubilden und damit permanent zu verfehlen. Geforderte Einfachheit ist ja kein Angriff auf die verhassten Eliten, sondern ein Zugeständnis der Ohnmacht. Das hat mit Pegida noch gar nichts zu tun, es ist die politische Matrix, in die hinein Pegida sich formt und agiert. Das dann allerdings in einem radikalisierenden Sinn, in Übertreibung und Überzeichnung, um die Grenzen des rhetorisch Erlaubten immer weiter hinauszuschieben, bis zur Beleidigung, zum Rufmord, zur Hetze. Das alles sind schon Vorbereitungen darauf, physisch zu tun, was sprachlich manifest geworden ist. Es sind Handlungsankündigungen. Nur eines stimmt sicher nicht, dass das alles schauerliche Abgründe allein von Pegida sind. Pegida ist das Symptom, die Krankheit aber ist ein Riss im System dieser Zeit, der tief

sich durchs Land zieht und es spaltet. So gesehen ist Pegida auch eine Metapher für etwas, das noch keinen Begriff hat.

Halten Sie politischen Meinungsstreit, gelegentlich auch heftigen, für verhängnisvoll?

Alles, was einer tut, sagt, denkt, bewirkt etwas, fordert eine Antwort heraus. Wenn man will, kann man das auch verhängnisvoll nennen.

Sollten sich Dichter wie Sie und Ihre Kollegen in die öffentlichen Debatten einmischen?

Das muss wirklich jeder für sich selber entscheiden und es in Beziehung zu seiner Rolle als Autor, Schriftsteller, Kleinunternehmer, so die Bezeichnung für das Finanzamt, bringen, und auch zu dem, was sein Stoff ist, sein Schreibgrund. Klar sollte er sich nur über eines sein, dass er über keine exklusive Bedeutung verfügt und an keinen großen Rädern dreht, soll sagen: eben nur ein Schriftsteller ist. Dann aber, wenn er es ernst damit meint, eben das auch zu sein, und keine Krämerseele, die schon das Sparkassenbuch für Literatur hält, kann er gar nicht anders, als sich in einen politischen Diskurs gestellt wahrzunehmen. Schon allein dadurch, dass er der Sprache gegenüber eine Verantwortung hat. Andernfalls wird er in diese Kraftfelder, die er meiden wollte, hineingezogen, aber nicht mehr als Subjekt der Geschichte, sondern als deren Spielmarke, als Objekt unter Objekten, und dann kann er alles, aber kein Schriftsteller sein.

Was könnten Dichter in die Diskussion einbringen?

Irritation. Eine andere Sicht auf dasselbe. Fragen, auf die es noch keine Antworten gibt.

Als Dichter legen Sie besonderes Augenmerk auf die Sprache. Was ist Ihnen da in den öffentlichen Debatten in Dresden aufgefallen?

Nichts, was mir nicht woanders auch aufgefallen wäre: dass sich die Themenfelder und Terminologien, die oft völlig verschiedenen Realitäten, Zeiten und Zuständen angehören, in einer Weise vermischen, dass am Ende keiner mehr etwas versteht. Hier vielleicht noch erweitert um die Diskursrückstände der DDR-Vergangenheit und einer sehr besonderen Art des Interpretierens, die ein Effekt des Verschweigens und der Verbote gewesen ist. Bedauerlich nur eben ist, dass die Gegenwart dabei keine Sprache bekommt, blind und stumm bleibt, wie das Reale.

Haben Internet und so genannte "soziale Medien" die Art der verbalen Auseinandersetzungen verändert?

Zweifellos. Das Netz ersetzt Verantwortung mit Anonymität und sorgt für Exzesse. Es gibt keine Spuren vom Empfänger zum Sender zurück, das macht, auf traurige Weise, sehr mutig und aggressiv. Wenn ich jemandem gegenüberstehe und sage: du Arsch, dann knallt er mir eine. Im Internet aber können alle über alle alles sagen, es kostet ja nichts, das verführt. Zudem liefert es die Bequemlichkeit, das Andere auszuschließen, es sich wegzudenken, tot vorzustellen, allein eben dadurch, dass ich nur kontaktiere, wer meiner Meinung und Gesinnung ist. Echokammern, Filterblasen, das sind so ein paar Wörter dafür. Andere Wörter verschwinden, aber das stört offenbar keinen.

Sind Ihnen Beispiele oder Ansätze für eine Debattenkultur begegnet, die Sie für angemessen halten?

Dresden ist außerordentlich, was Debatten- und Gesprächsbereitschaft betrifft, in allen Formen und Formaten, man kommt gar nicht nach. Manchmal aber habe ich auch das Gefühl, wenn ich beim besten Willen nichts mehr aufnehmen kann, da Zeit und Kraft bemessene Ressourcen sind, dass dieses notorische Meinungs- und Ansichtenäußern zu einer Technik der Konfliktverschiebung wird, nämlich mit Sprache zuzudecken, was geklärt und gesagt werden sollte. Wir kennen ja diese zwei disparaten Formen des Sprechens, die auch ein Spiel mit Wahrheit und Lüge, Meinen, Sagen und Verschweigen sind. Das sollten wir genau beobachten, denke ich, wann ein Gespräch ein Dialog ist und wann nur leere Performance.

Sind Sie hier zur Arbeit an neuen literarischen Texten gekommen?

Ich habe ein Buch angefangen. Aber die Zeit zum Schreiben ist wirklich sehr knapp, das muss ich bedauern.

Wird Ihr Aufenthalt hier Spuren in Ihren Texten hinterlassen?

Ja.

Für den 19. Oktober bieten Sie ein Gespräch an. Warum im kleinen Kreis von maximal 30 Personen?

Damit ein Gespräch den Raum des Intimen und Privaten behält und auch Leute zu reden sich trauen, die sonst eher nicht reden würden. Ich wollte, das war der Gedanke, Diskretion herstellen, abseits der großen Bühnen und Belichtungen. Aber genau das scheint eher schwierig zu sein.

Was versprechen Sie sich von diesem Gespräch?

Ich weiß es nicht. Wüsste ich es, bräuchte ich das Gespräch nicht zu suchen. Es ist ein Versuch, eine Idee, es kann etwas werden, vielleicht. Aber wer die Antwort schon im Kasten hat, der braucht ja die Frage nicht mehr zu stellen. Das wäre dann wirklich verlorene Zeit.

Gespräch mit Kurt Drawert am Freitag, 19. Oktober, 16 Uhr, im Kulturrathaus, Königstr. 15, beschränkt auf Kreis von 30 Teilnehmern; Zugang daher nur mit Anmeldung unter Tel. Tel. 0351 / 4888926 oder E-Mail kultur-denkmalschutz@dresden.de